

Liebe Gemeinde,

Noch ist es kalt; aber der Winter neigt sich dem Ende zu. Von Frühling wird schon bald die Rede sein. Das Leben in der Natur überwindet den Todesschlaf des Winters. Nach den langen Monaten der Kälte und Finsternis sollen Glück und Wärme wieder das Regiment übernehmen und Einzug halten in unseren Häusern. Umbruchszeit. Wandlungszeit. Seit jeher sind die Menschen durch die Jahreszeiten und den Wechsel von Tag und Nacht in ihrem Denken und Fühlen bestimmt. Besonders in katholischen Regionen Europas wird zum Austreiben des Winters die Fastnacht gefeiert. Dem wilden und ausgelassenen Treiben folgt die karge Passionszeit.

In fremder Kultur mögen wir diese gewohnten Umbrüche und Übergänge vielleicht ein wenig vermissen. Umbruchszeiten sind keine Selbstverständlichkeit; sie haben historische Wurzeln und fordern zum Nachdenken heraus. In der Natur gibt es bekanntlich Lebewesen, die in konstanter Finsternis leben. Fische, die in vielen Hundert Metern Wassertiefe im ewigen Dunkel herumschwimmen, nachtaktive Tiere, die sich nur im Finstern bewegen und auf Jagd gehen. Der Mensch aber braucht die Helle des Tages ebenso wie das Dunkel der Nacht, sonst wird sein Biorhythmus gestört. Sie kennen den „jet-Lag“ nach einer langen Flugreise. Der Mensch braucht beides, Licht und Dunkel, Wachen und Schlaf. Er wurzelt im Reden und im Schweigen, im Eindeutigen und im Vieldeutigen, im Sichtbaren und im Unsichtbaren.

In einen Aspekt dieses Gegenübers zweier Seiten, nämlich des Wissens und des Nicht-(mehr)-Wissens, verwickelt uns der heutige Text. Also in eine bestimmte Dramatik, einen Umbruch. Das Ganze spielt sich auf dem Weg nach Jerusalem ab. Unterwegs fragt Jesus seine Jünger: Wer sagen die Leute, dass ich sei? Er sei der wiedergekommene Täufer Johannes oder Elija, antworten sie. Oder sonst ein Prophet. Hinter diesen anonymen Meinungen können sie sich einstweilen noch verstecken. Aber Jesus fragt weiter: Wer sagt ihr, dass ich sei? Da sagt Petrus feierlich: Du bist der Christus, d.h.: der Messias. Ein eindrückliches Glaubensbekenntnis. An den Messiasitel knüpften sich damals im Judentum grosse Erwartungen. Der Messias sollte Israel die politische Unabhängigkeit bringen und weltweit der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen. Mit einer solchen Antwort müsste Jesus doch zufrieden sein.

Aber das ist er nicht. Jesus verbietet ihnen, darüber zu sprechen. Sein Schweigegebot hat die Funktion eines „Haltezeichens“. Nämlich: Wer dieser Mensch ist, das kann nicht von den gängigen Erwartungen her vorformuliert werden.

Tatsächlich wird diesen Erwartungen gleich massiv widersprochen. Denn der Menschensohn müsse leiden, sagt Jesus. Weshalb? Das wird nicht erklärt. Nur heisst es da paradoxerweise weiter: Dies sagte Jesus „in Offenheit“. Nämlich so, wie ein freier Mensch sich äussert und sagt, was er denkt. Also wäre jenes Wort vom leidenden Messias ein freies, klares Wort über Gott und seine Heilsveranstaltung! So jedenfalls klingt es in unseren Ohren nicht, und so klang es auch in den Ohren des Petrus nicht. Dass der Messias nicht siegen, sondern sterben soll, das scheint widersinnig, obskur.

Petrus nimmt Jesus deshalb beiseite: „Was redest du da! So negativ kennen wir dich gar nicht, Jesus! Das hast du doch nicht so gemeint!“ Auf diesen Vereinnahmungsversuch reagiert Jesus heftig: „Weiche hinter mich, Satan!“ ruft er aus, „denn du sinnst nicht auf das Göttliche, sondern auf das Menschliche.“ Eine ziemlich verletzende Schelte. Sie hat, psychologisch gesehen, wohl damit zu tun, dass es Jesus nicht leicht gefallen ist, den Leidensweg zu akzeptieren. Aber noch etwas Wichtigeres macht sie sichtbar. Petrus nennt Jesus „Messias“. Aber tatsächlich ist er beherrscht von eigenen Vorstellungen über den Messias. Dass dieser von den Menschen verworfen und getötet werden soll, das stört seine Erwartung der Erlösergestalt. Das ist ihm unangenehm und ärgerlich.

Bedenken wir diesen Punkt ein wenig. Religion als Verlängerung bestehender Vorstellungen. Das ist wohl heute noch der Normalfall. Religion als Unterhaltung, als Anregung oder Bestätigung einer Lebensanschauung, deren Prämissen im übrigen unberührt bleiben. Aber Religion, die den üblichen Erwartungen entgegenreißt? Die etwa gar eine Lebensumkehr fordert, so wie bei Paulus oder Luther? Aber man kann doch Lebensansichten nicht einfach umkrempeln, möchten wir erwidern. Und man soll es auch nicht. Denn wohl kann man sie verdrängen, aber dann sind sie immer noch da. Wandlung lässt sich nicht erzwingen. Und doch gibt es das Phänomen des Wachstums. Es gibt den Punkt, wo man Gedanken und Haltungen, die sich überlebt haben, den Abschied gibt und geben muss. Abschied z.B. vom Kinderglauben an einen allmächtigen Gott da draussen. Gottesbilder müssen sich wandeln. Lang gehegte Ansichten und Antworten, an die man sich gewöhnt hat. Durch frühere Jahre Festgeschriebenes. Eine solche Wandlung kann verweigert werden, auch wenn sie möglich wäre und alles darauf hindrängt.

Sich der Wandlung zu verweigern, das nennt die Erzählung „satanisch“. Das Satanische ist das „Sinnen auf menschliches Festhalten und Haben“. „Satan“, das ist hier der mythologische Ausdruck für die Tendenz, das Offene, Ambivalente des Lebens festzuschreiben. Lateinisch wird er „Lucifer“ genannt, der „Lichtbringer“. Ursprünglich war das der Name des Morgensterns Venus, der den Tag bringt. Lucifer lügt, gerade indem er „Licht“ bringt, d.h. indem er eine Sache eindeutig und einseitig macht. Er lügt, indem er die Menschen dazu

bringt, sich in ein Haben und Wissen zu versteifen, wo sie doch nicht haben und nicht wissen. Er verrät die Wandlung, die Verheissung und die Hoffnung.

Heutzutage ist der Satan anonym geworden. Und mit ihm sind es die Götzen. Vergötzungen, Festschreibungen, Ideologien kennen wir zwar viele. Manifeste gegen Militarismus und Rassismus unterschreibt man leicht. Aber im Konkreten gibt es eine Tendenz, Störendes auszublenden, um die Eindeutigkeit des eigenen Glückes durchzusetzen, z.B. gegen das Unglück anderer. Ein Beispiel: Der moderne Tourist, der sich holt, was ihm Spass macht. Das Luxushotel mit Whirlpool in der Wüste, während im Nachbardorf das Grundwasser ausgeht. Die allgegenwärtige Tendenz, das Leiden dieser Welt auszublenden, braucht Unterbrechungen. Der Befreiungstheologe Johann B. Metz schreibt: „Die kürzeste Definition von Religion ist: Unterbrechung.“ Und die erste Kategorie dieser Unterbrechung ist nach ihm „Solidarität“. Eine Solidarität, die sich erinnert, „und zwar nicht nur an das Gelungene, sondern an das Mislungene, nicht nur an das Verwirklichte, sondern an das Verlorene, und sich so gegen die Sieghaftigkeit des Gewordenen und Bestehenden wendet.“ Das ist memoria passionis, Leidenserinnerung. Eine gefährliche Erinnerung, die Festgeschriebenes in Frage stellt und auf Neues zielt. Sie ist für die Humanisierung unserer selbst und unserer Welt notwendig.

Solcher Art ist die Erinnerung der Passionszeit. Sie lehrt uns, dass das, was wir nicht in den Griff kriegen können, was gegen unsere Erwartungen läuft, woran wir leiden, uns zur Wandlung ruft. Sie zielt auf ein neues Sehen, einen neuen Sinn. Sie unterbricht uns in unseren Selbstgesprächen, den zufriedenen und den schmerzhaft-düsteren, damit wir auf die fremde Kunde vom Heil, von der Auferstehung aufmerksam werden können. Sie unterbricht, um uns in eine neue Offenheit des Lebens und Glaubens zu rufen. Amen.